

Man hatte sich in einer Art Rotary Club neben der Santa-Clara-Universität getroffen: Geschäftsleute und Manager aus Silicon Valley. Zum Lunch gab es etliche Martinis, Röstbraten mit Broccoli, Erdbeersorbet. Federnden Schrittes war ein sonnengebräunter Psychologe vor die erwartungsvolle Menge getreten, um mit Hilfe der Dichtkunst von Yeats bis Eliot den Luschenden von Lebens-, Liebes- und Karrierezyklen zu reden.

Der Mann, der mich im korallroten Zweitwagen, einem Mittelklasse-Toyota, anschließend zum Termin bei der Computerfirma SternSysteme mitnimmt, ist Risikokapitalist. Seine Investment-Gesellschaft finanziert junge Firmen, die von den Banken kein Geld bekommen. SternSysteme kennt er: Vor ein paar Jahren hat er ihnen an einem Wochenende vier Millionen Dollar Kredit vermittelt. Wir unterhalten uns über ein verbessertes seegestütztes elektronisches Raketensternsystem, das er gerade dem Pentagon vorschlägt – bisher vergeblich.

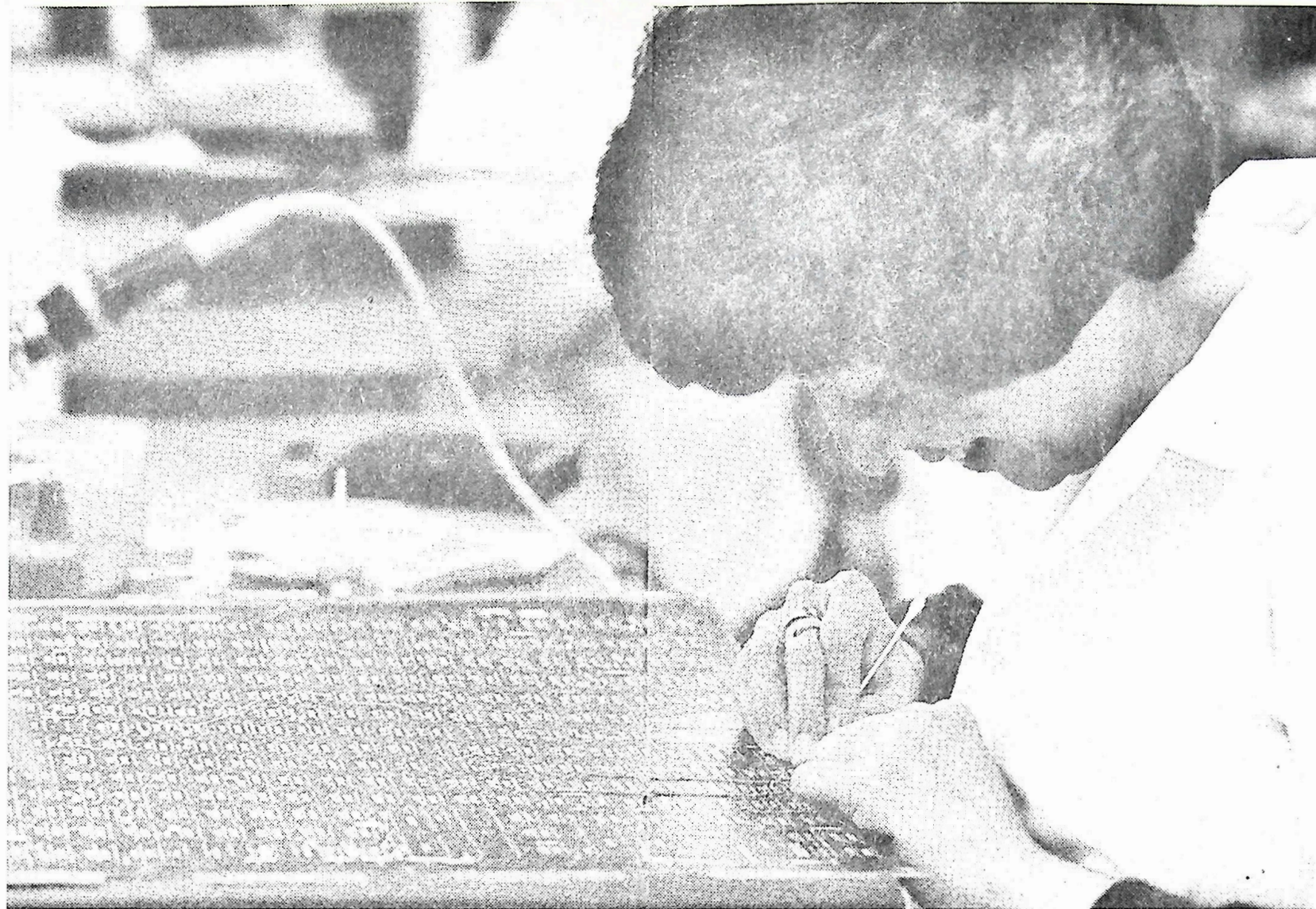
Bei der Höchstgeschwindigkeit von 88 Kilometern bemerken wir rechter Hand den Marinestützpunkt Moffet Field. Die Milliarden für elektronische Geräte, die dort verbaut sind, lassen sich auf die Entfernung nur ahnen. Was man deutlich erkennt, ist eine Reihe gebückt gehender Menschen, Mexikaner und Mexikanerinnen, die innerhalb der militärischen Absperrung Gemüse ernten. Die Gesichter sind tiefbraun, gegerbt. Die Leute blicken von der Erntearbeit kaum auf. Angestellt sind die Landarbeiter von Sub-Unternehmern, denen die Marine das Feld verpachtet hat. Sie bekommen weniger als den Industrie-Mindestlohn, der 6,70 Mark Kaufkraft entspricht. In der Computermontage werden zehn Mark pro Stunde verdient, ein Ingenieur im gleichen Werk bekommt etwa das Fünffache. Ein Autoarbeiter machte am Fließband, bevor alle Montagewerke der Gegend stillgelegt wurden, zwanzig Mark in der Stunde.

Noemi Sanchez war weder Risikokapitalistin noch Software-Designerin, nicht einmal Diplom-Ingenieurin. Für sie war Silicon Valley kein Paradies. Sie starb 1983 im Alter von 35 Jahren an einer Bindegeweberkrankung, Skleroderma. Todesursache laut Anklageschrift gegen ihre Firma: die Halbleiterherstellung.

Fünf Jahre in der Produktion von Chips für National Semiconductor in Santa Clara hatten Frau Sanchez mit Arsen, Ammoniumfluorid-Silan, Oxychlorid, Schwefelsäure, Antimoniumtrioxid, Phosphoräthylen und ein paar anderen giftigen Chemikalien in Berührung gebracht. Sie bekam Schwierigkeiten mit den Atemwegen und der Körpertemperatur, mußte im geheizten Haus Handschuhe, Schal und Mütze tragen. Als sie immer mehr fror und kein Gefühl mehr in den Fingern hatte, gab sie ihren Job auf; als Familiernährerin hatte sie Anspruch auf Sozialhilfe. Später zog sich die Haut um den Mund herum eng zusammen, sie mußte gefüttert werden, die Atembeschwerden nahmen zu. Skleroderma bedeutet einen qualvollen Tod.

Die Firma hielt eine ursächliche Beziehung zwischen Arbeitsbedingungen und Erkrankung bei Noemi Sanchez nicht für erwiesen. Nachweisbar ist, daß die Latino-Frau sich öfter über Gase und Flüssigkeiten beschwert hatte, die austraten, wenn die Öfen kaputt waren, in denen die Chips erhitzt werden. Nachweisbar ist auch, daß Chips-Arbeiterinnen dreimal so oft erkrankten und mehr Mißgeburten haben als Frauen in anderen Branchen. Die Definition der Berufskrankheiten ist nach wie vor umstritten.

Noemi Sanchez war eine der lateinamerikanischen Frauen, die nur in die kalifornische Umwelt einzutauchen brauchen, um außer Schönheit und Sanftmut auch noch eine unglaubliche Energie zu entwickeln. Nachdem ihr Mann Rafael verunglückt war, ernährte Noemi ihn und die vier Kinder allein. Arbeit in Silicon Valley ist Sache des einzelnen, und so steht Rafael Sanchez jetzt mit seiner Klage vor Gericht. Keine Gewerkschaft unterstützt ihn. Die „Silicon Valley Toxics Coalition“, ein Bündnis der Gruppen, die mit den giftigen Chemikalien Schluß machen möchten, wurde



Chips-Arbeiterin im Silicon Valley: Schönheit, Sanftmut, Energie

Aufnahme: Gamma

Chips und arme Schlucker

Karriere und Alltag im Silicon Valley (II) / Von Richard Herding

Im kalifornischen Silicon Valley gibt es nicht nur junge Computer-Millionäre. In den Fabrikhallen stehen ungelernzte Arbeiter und Frauen. Sie verdienen wenig, mucken nicht auf, und manche sterben schnell.

von Umweltschützern aus den Mittelschichten ins Leben gerufen. Erst später kamen die Gewerkschaften hinzu, die in Silicon Valley so recht kein Terrain gewinnen.

Auch die anderen Skandale wegen giftiger Chemikalien haben keine starke Unruhe unter den armen Schluckern vom Silicon Valley hervorgerufen, obwohl es schlimme Fälle gab, wie zum Beispiel den der „Signetics Three“ – drei Frauen, die von ihrer Firma verfolgt und eingeschüchtert wurden, um einen Giftskandal zu vertuschen.

Barbara Epstein kann sich darüber nur wundern. Sie ist so etwas wie eine feministische Missionarin von der Universität in Santa Cruz. Santa Cruz liegt nur eine halbe Autostunde vom Silicon Valley entfernt, und doch auf einem anderen Stern. Die „armen“ Frauen, die Barbara Epstein im Silicon Valley getroffen hat, paßten weder in ihr frauenbewegtes Weltbild noch zu ihrer Erfahrung von US-amerikanischer Mehrheitskultur. Da braut sich etwas Neues zusammen, und das Elend der Goldrauschregion gehört nicht weniger dazu als der Genuß.

„Den jungen Frauen, mit denen ich sprach“, erzählt sie, „macht es unglaublich wenig aus, Kinder zu haben auch aus Ehen, von denen sie selbst nicht erwarteten, daß sie länger dauern würden. Lisa zum Beispiel: Sie ist heute 27 und geschieden. Als sie 24 war, verheiratet, und einen Arbeitsplatz in der Elektronik hatte, wurde sie schwanger. Ihr Mann forderte eine Abtreibung,

von neuem an, als sei ich schwer von Begriff, und sagte, um was Neues zu finden, hätte sie doch erst einmal von ihrem Mann weg müssen.“

Anders als die Feministin erwartet hatte, konzentrierten sich diese Frauen nicht auf die Arbeit, weder mit Faszination noch mit Angst. Irgendeinen Job könne eine Frau im Silicon Valley immer finden, und notfalls sei die Sozialhilfe auch nicht zu gering. Mag die Arbeitssituation noch so sehr wechseln, sie ist noch das Stabilste, sagt Barbara Epstein. Die Spannung erzeugende Frage ist, wie jemand Beziehungen findet – und sie wieder loswird.

Die Liste der Gruppen, in denen Zugewanderte im Silicon Valley Freunde suchen, liest sich nicht wie eine Aufzählung von Cocktail Parties: die Selbsthilfegruppe für Agoraphobie (Öffentlichkeitsscheu) taucht da auf, die Selbsthilfegruppe für Herpes-Kranke (eine Geschlechtskrankheit), Freiwillige Helferinnen im Haus für geschlagene Frauen, Diabetikergruppe. Die meisten rutschen aber auch durch solche Gruppen nur durch und beklagen sich immer noch über Einsamkeit.

Die Feministin Epstein erwartete, daß Frauengruppen in dieser Lage eine Attraktion wären. Wieder traf sie jener Blick, als hätte sie nicht alle Tassen im Schrank. Feminismus riecht nach Hippie-Kultur. Im Silicon Valley geht's ums Geldverdienen und ums Sich-Durchschlagen. Diese Art, Beziehungen aufzunehmen, mehr Isolierung ebenso in Kauf zu nehmen wie mehr Selbständigkeit

zu suchen, paßte vortrefflich zur Forderung nach gleichem Lohn für Frauen. Aber Women's Liberation?

Weder Visitenkarte noch Lebenslauf weisen Nancy Jewell Cross als „Underdog“ im Silicon Valley aus. Sie betreibt ein Ingenieurs- und Planungsbüro für umweltfreundliche Transportsysteme in Menlo Park, einer kleinen Stadt neben dem Campus der Stanford-Universität. Bei einem „Town Meeting“, der Wahlkreisversammlung des republikanischen Abgeordneten Zschau, der Silicon Valley in Washington vertritt, fällt sie trotzdem auf. Vielleicht, weil sie ein wenig verhärtet aussieht. Das Anliegen von Frau Cross: ein öffentliches Nahverkehrssystem mit Straßenbahnen und Bussen für Silicon Valley.

Für ihre Initiative hat sie über 2000 Unterschriften gesammelt, die Entlastung von den Auto-Abgasen verlangen. Zehn Tonnen Schadstoffe werden täglich auf den vier Kilometern Autobahn ausgestoßen, die 132 000 Autos durch die Universitätsstadt Palo Alto führen. Die Aufklärer unter den Stadtparlamenten haben Resolutionen verabschiedet, die wenigstens die Option für ein Straßenbahnnetz offenlassen wollen. Der Autoverkehr gilt als größtes der Umwelt- und Infrastrukturprobleme von Silicon Valley.

Schon in den dreißiger Jahren hatte man mit tätiger Hilfe des General-Motors-Konzerns die Straßenbahnschienen zwischen den benachbarten Metropolen San Francisco und Oakland aus der Erde gerissen, um Bussen Platz zu machen. In den sechziger Jahren wurde beschlossen, zwischen der neuen U-Bahn von San Francisco und dem letzten verbliebenen Zug, der durch Silicon Valley führt, eine Lücke zu lassen. „Unser gesamtes wissenschaftlich-technisches Talent wird dafür verwendet, die Straßen zu verbreitern“, sagt Nancy Cross, „was uns vor der ganzen Welt lächerlich macht.“ Aber Opposition gegen das Auto ist auch heute nicht „in“. Frau Cross bleibt Querulantin, obwohl ihr niemand widerspricht.

Als die übrigen Teilnehmer des Meetings in ihre Autos steigen, geht Nancy Cross zur Bushaltestelle. Im Bus werden die Zustiegenden mit eindringlichen Plakaten begrüßt, deren Botschaft für Alphabeten noch in Piktogrammen wiederholt wird: Nicht ohne Hemd! Nicht barfuß! Kein Essen und Trinken! Nur abgezähltes Kleingeld! Keine Radios oder sonstige Musik! Kein lautes Reden! Keine Abfälle!

Wer im Goldrausch in ein solches Gefährt steigt, muß Demut aufbringen.

Underdogs im Silicon Valley: Das reicht von den Schwarzen und Mexikanern in den Gettos von San Jose und East Palo Alto über die vietnamesischen Flüchtlinge bis zu den Fußgängern. Die meisten sind erst vor kurzer Zeit gekommen, um auf eine sehr einsame Weise frei zu sein und in kurzer Zeit möglichst viel Geld zu machen. Geld und Freiheit winken den Underdogs, weil andere die Weichen gestellt haben: Erfinder-Unternehmer, Techniker-Unternehmer, Small-is-beautiful-Unternehmer, Risiko-Unternehmer. In allem sind die zugewanderten Underdogs ihr Spiegelbild, nur in einem nicht: Sie identifizieren sich nicht mit diesen neuen Technologien, sie fühlen sich nicht als Revolutionäre.

„Ich bin nicht nach Silicon Valley gekommen, um Ansprüche zu stellen, sondern um mich durchzuschlagen – und ich bin stolz darauf, daß ich es allein geschafft habe“, sagte eine der alleinerziehenden Mütter aus der Elektronikbranche zu Barbara Epstein. Das kann sich gewiß ändern, wenn die Underdogs sich etabliert haben. Doch bis auf weiteres geben die Erfinder die Ansprüche vor.

Wat'n, kennste nich? Was auf den ersten Blick als ganz normaler Stadtteil Ost-Berlins erscheint, ist eine Art DDR-Manhattan: das Arbeiterviertel Prenzlauer Berg und die Schönhauser Allee. Marlies Menge im **ZEITmagazin**